

## **Komponist jenseits der Routinen: Hans Wüthrich**

*Nur die feigern Komponisten (...) bilden mit Dreißig einen Personalstil aus und machen dann das, was die alten Meister auch gemacht haben: Sie stricken an der Methodik, bis sie in Pension gehen.*

### **Mathias Spahlinger**

Gewohnte Erklärungen versagen: Weder das Ursache- und Wirkungsprinzip greift, noch die als gemeinhin sinnvoll begriffene Abhandlung im Sinne einer persönlichen Kompositionsgeschichte. Das Œuvre Hans Wüthrichs ist eine Folge von Überraschungen, von Sprüngen, die sich einer logisch-geradlinigen Abhandlung entziehen. Stil ist problematisch geworden, das bringt Mathias Spahlinger unverblümt und pointiert zum Ausdruck. Beim Skeptiker Wüthrich allerdings nimmt der Stil-Zerfall drastische Formen an. Seinen eigenen Wegen scheint er zwar nicht grundsätzlich zu misstrauen. Aber er hinterfragt sich; und das ständig.

Politik, Kommunikation, Zeit und Multimedialität: In diesem umfassenden Spannungsfeld sind die meisten Werke Hans Wüthrichs angesiedelt. Phantasievolle Sprachspiele sind zu entdecken in dem konzeptionell wie kompositorisch wunderbaren *Wörter Bilder Dinge* für Altstimme und Streichquartett (1989/91). Einzelne Artikel der Genfer Menschenrechtskonvention von 1948 hat Wüthrich, der früher Literatur- und Sprachwissenschaft studierte, in ägyptische Hieroglyphen übersetzt, um die Bilder dann zurück zu übersetzen ins Italienische, Deutsche, Französische und Englische. Vermittels einer zeitlupenartigen Artikulation lässt Wüthrich diese Worte intonieren. Bis zum Bersten wird die Sprache gedehnt, während die Streicher dem schmerzhaften Geschehen folgen. Sämtliche Tonhöhen sind abgeleitet von den Formanten der in Erscheinung tretenden Vokale.

„Die Wörter werden so aus dem vertrauten trivialen, ausgelutschten Umgang mit Sprache befreit, mit deutlicher und zerdehnter Aussprache ins Überdimensionale gesteigert und dadurch in unmittelbare, aufdringliche Nähe gerückt“ (aus dem Vorwort der Partitur). Wüthrichs Stachel kann sich nicht nur gegen einen „ausgelutschten“ Sprachgebrauch, sondern auch gegen autoritäre Strukturen richten. Er, der 1937 im Schweizerischen Aeschi geborene, hat diverse sozio-musikalische Modelle entworfen, deren kritischer Geist sicher in Verbindung stehen mit dem politisch aufgeladenen Klima der 60er und 70er Jahre, und ihren drastischen Ausdruck etwa auch bei Vinko Globokar finden. In der Werkreihe *Netzwerk I-III* (1982; 1985; 1987/89) lässt Wüthrich das Orchester ohne Dirigenten spielen. Ernst macht er mit der Selbststeuerung eines komplizierten Gebildes. Seine komplexen kybernetischen Systeme – auf den Prüfstand gestellt schon in den *Kommunikationsspielen* für freie Besetzungen von 1973 – münden in einen „selbstständigen, quasi-sozialen Organismus“ (Thomas Meyer).

An seinem einstigen Lehrer Klaus Huber faszinierte Wüthrich die Haltung, „den Dingen auf den Grund zu gehen, bis an äußerste geistige Grenzen.“ Dieter Schnebel wiederum beeindruckte durch dessen „Unverfrorenheit, gegen alle Vorurteile zu tun und zu lassen, was man für richtig hält“. Mit Schnebel und Mauricio Kagel verbindet Wüthrich die multimediale Grenzüberschreitung und die geistvolle Lust am Spielerischen. Im 1992 entstandenen *Leve. 16 Szenen mit drei Frauen, drei Männern und Objekten* (1992) nach Texten von Fernando Pessoa und des Komponisten gibt es eine Szene, in der Tropfen aus Infusionsflaschen

elektronisch verstärkt auf verschiedene Materialien prallen. Zunehmend erhöht sich die Tropfgeschwindigkeit, sodass alsbald ein visuell wie akustisch aparter Kontrapunkt verschiedener Zeitverläufe resultiert.

Zur Behandlung der Zeit: Natürlich ist Musik die Zeitkunst per se. Hans Wüthrich aber setzt sich explizit mit Dauern und Verläufen auseinander und will den Hörer ganz bewusst dafür sensibilisieren. Die Zeitlupenartikulation in *Wörter Bilder Dinge* verweist ebenso darauf wie die ‚Stills‘ aus *Happy Hour*. einem Musiktheater für zwölf SängerInnen/SprecherInnen, zwei Keyboards, Schlagzeug und Objekte (1994-97), die das sinnlose Treiben einer von der Arbeit ermatteten Partygesellschaft ins Absurde treiben. Im zweiten Satz von *Chopin im TGV Basel-Paris, die Sonne betrachtend* für Flöte, Violine und Klavier (1989) tritt abermals die stark verlangsamte Bewegung auf, wird aber konterkariert durch einen dahineilenden ersten Satz. Rastlos intonieren Violine und Flöte eine von Vierteltönen geprägte Triolenkette, die am Ende einfach abbricht (und damit auch an die Werke von Wüthrichs wesensverwandtem Landsmann Urs Peter Schneider erinnert).

Aus der Feder des fast 70-Jährigen stammt das zwischen 2004 und 2006 komponierte *Zwölf Phasen eines Cocons und fünf dynamische Kreuze* für zehn Instrumentalisten. Wieder einmal scheint Wüthrich, der von sich sagt, er fange „bei jedem Stück mehr oder weniger bei null an“, seine Tonsprache neu zu erfinden. Vorbild waren in diesem Fall Kleinstlebewesen, die sich in einem Kokon vermehren. Langsam, ja zäh beginnt das Stück. Einzelne Töne verzahnen sich, bilden eine schwer durchhörbare Masse. Nur allmählich nimmt die Komplexität zu, werden die Beziehungsnetze dichter. Hier, in der für das Schweizer Festival Rümelingen geschaffenen Komposition gibt es jene geradlinige Entwicklung, die dem Zuhörer Wüthrich’scher Musik zumeist verwehrt ist. Die Ausnahme von der Regel – sie beherrscht das Phänomen Hans Wüthrich auf allen Ebenen.

*Torsten Möller (2012)*